Zeitschrift: Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 23 (1999)

Artikel: "Die Zukunft soll die alte bleiben!"

Autor: Böning, Holger

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1077984

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Die Zukunft soll die alte bleiben!»

Holger Böning

Während der vergangenen Jahre sind – seit etwa 1995 – dermassen viele kluge Worte zum Sinn oder Unsinn von Jubiläen im allgemeinen und zur Feier der Helvetischen Revolution und der Gründung des Schweizerischen Bundesstaates im besonderen gesagt worden, dass ich mich scheue, dem noch etwas hinzuzufügen. Das Feiern von Geschichte bei Jubiläen diene der Integration gesellschaftlicher Gruppen durch Identitätsbildung aus der Geschichte, so habe ich gehört, aber auch, dass solches zu nationaler Selbstüberschätzung, zur Abwertung des Fremden und zur Förderung des Traditionalismus führen könne. Jubiläen schadeten nicht, so wurde vertreten, nützten aber auch wenig. Ein Ordinarius sorgte sich, viel an fachlichen Ressourcen werde durch den Zwang zur runden Zahl gebunden, und ich musste an meine zahlreichen arbeitslosen Kollegen denken. Am klügsten wollte mir ein Gedanke des grossen österreichischen Chansonniers Georg Kreisler scheinen. Er singt in einem Lied über die Inszenierung von Jubiläen: «Die Zukunft soll die alte bleiben!»

Ich möchte einige kleine Erfahrungen berichten, die ich – als Aussenstehender – mit den Jubiläen der Schweizer gemacht habe. Als mich vor zwei Jahrzehnten bei meiner Arbeit über Heinrich Zschokke und seinen «Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten» erstmals die Ereignisse der Helvetischen Republik – ich hatte der Schweiz eine so bewegte Vergangenheit nicht zugetraut – faszinierten, betrieb ich Feldforschungen zum Geschichtsbewusstsein der Schweizer. Ich pflegte meine Abende nach der Archivarbeit in Kneipen der schönen Städte Aarau, Bern und St. Gallen zu verbringen, stellte mit Freude fest, dass dort mehr Wein getrunken wird als in Bremen, musste in den Gesprächen aber auch mit Bedauern zur Kenntnis nehmen, dass von der Helvetischen Republik oder gar Revolution auch nicht einer der dort anwesenden jungen Gäste je gehört hatte. – Schweizer Historiker, die ich befragte, bestritten diese Unkenntnis.

Ich traute mehr meinen abendlichen Gesprächspartnern, zumal ich, mit dem Bibliographieren schon recht vertraut, auch keine aktuelle Darstellung der historischen Ereignisse auffinden konnte. 1985 verfolgte ich dann das Ziel, die mir liebgewordene Zeit durch ein – so jedenfalls meine Absicht – populär geschriebenes Buch Schweizer Lesern näherzubringen, aber die Desillusionierung begann bereits bei der Verlagssuche. Über die Zahl der abgesetzten Exemplare und die Reaktionen möchte ich nicht reden, eine Rezension aus der Schweiz gab es nicht. Dafür begrüsste mich einer der

prominentesten Schweizer Historiker, dessen Darstellungen gerne die Harmonie, soziale Ausgeglichenheit und gute Ordnung der Schweizer Zustände vor 1798 betonen, zu einer Tagung auf neutralem Boden in Tschechien mit den Worten: «Ach, sind Sie es, der dieses schreckliche Buch geschrieben hat?»

Die Rezeption meines Buches von 1985 änderte sich erst im Vorfeld des heutigen Jubiläums. Ich durfte mit Freude erfahren, dass eine jüngere Generation von Historikern es nicht mehr ganz so seltsam fand, dass ein Norddeutscher, der nicht einmal die Berge sonderlich schätzt, sich mit ihrer Geschichte befasst. Und mit meinem zweiten Buch zur Helvetik – meine vielleicht etwas naiven Vorstellungen von Popularität hatte ich inzwischen aufgegeben – gewann ich ein neues Verhältnis zu Gedenktagen. Ich fand nicht nur problemlos einen ordentlichen Schweizer Verlag, sondern erhielt im vergangenen halben Jahr auch dermassen zahlreiche Reaktionen in Form von Rezensionen, Einladungen zu Fernsehsendungen und zu Diskussionen oder Zeitungsbeiträgen, dass meine Wertschätzung von Jubiläen historischer Ereignisse stark gewachsenen ist. Und auch meine Erfahrungen in Gesprächen mit Schweizer Nichthistorikern sind etwas andere geworden: Bei meinen fünf Besuchen, die ich Ihrem Land in diesem Jahr abstatten durfte, habe ich den Eindruck gewonnen, dass das Wissen über die historischen Ereignisse von vor zweihundert Jahren etwas grösser geworden ist, auch wenn aktuellere, für einen Deutschen schwieriger zu diskutierende historische Geschehnisse die Gemüter stärker bewegen als Helvetische Revolution und Konstituierung des Bundesstaates.

Die Reaktionen auf mein zweites Helvetik-Buch in inzwischen etwa hundert Rezensionen waren für mich sehr lehrreich. Sie filtrierten aus meiner Darstellung, in der ich mich darum bemühte, diesmal vor allem die Quellen selbst sprechen zu lassen, nämlich gerade das heraus, was mir in meinem ersten Buch besonders am Herzen lag, dort aber offenbar ein wenig zu polemisch vorgetragen hatte: eine Ehrenrettung der Helvetik. Selbst in einem Blatt wie dem in Winterthur erscheinenden *Sport + Verkehr* wurde mir nun bescheinigt, ich lieferte einen «wichtigen Beitrag zu einer ausgewogeneren Geschichtsbetrachtung». Und obwohl ich diesmal stärker auch auf die Bedeutung des französischen Eingreifens eingegangen war, konnte ich 1998 lesen, es werde durch mich mit dem Vorurteil aufgeräumt, «dass der Umbruch von 1798 nicht auf schweizerischem Mist gewachsen, sondern von aussen in die Schweiz getragen worden sei»: «Die Revolution wurde von Schweizern durchgeführt, in den aristokratischen Ständen war sie meist getragen von aufgeklärten Angehörigen der Oberschicht. Dass die Revolution aber nur mit Hilfe französischer Truppen möglich war, liegt an der Immobilität der patrizischen Obrigkeiten, die auch geringste Reformbestrebungen

systematisch mit brutaler Gewalt niedergeschmettert hatten. [...] Wenn die Revolution 1798 erfolgreich war, lag das weniger an den französischen Truppen, sondern daran, dass die Aristokratenherrschaft nicht mehr in der Lage war, ihre drückende Vorherrschaft mit Gewalt zu verteidigen. Schliesslich hatte sich im Baselbiet, in der Waadt, in Genf, im sanktgallisch-fürstäbtischen Gebiet und in Luzern die Revolution durchgesetzt, längst bevor ein französischer Soldat das Gebiet der Eidgenossenschaft betreten hatte.» (*Sport + Verkehr*, Oktober 1998) In den Rezensionen wurde schliesslich auch betont, dass die Helvetik, indem sie sich an die Französische Revolution anlehnte, nicht einfach fremdes Gedankengut angenommen, sondern sie ebenso an die Tradition der schweizerischen Freiheitsrechte angeknüpft habe. Und natürlich freute es mich als Ausländer, dass es mein Verdienst gewesen sein soll, «diesen Entwicklungsstrang herauszuarbeiten und damit einer nationalistischen Geschichtsbetrachtung abzuschwören, die in den Pionieren der Helvetischen Republik Landesverräter statt gute Patrioten sah». (*Reformierte Presse*, Zürich, 13.11.1998)

Meine positiven Erfahrungen mit dem Jubiläum 1998 lassen sich zusammenfassen: Jahrestage stehen nicht einfach zur Disposition. Sie sind da. Jahrhundertealte Traditionen im Feiern von Jubiläen lassen sich, und wären wir noch so skeptisch, nicht einfach übergehen. Es hängt durchaus auch von den Historikern selbst ab, ob eine Jubiläumsfeier von der Bevölkerung einfach nur schulterzuckend mit den Worten kommentiert wird: «Auch wenn Gelehrte streiten, es lebe unser Tell.»

Ich möchte abschliessend, wiederum aus der Sicht von aussen, einige Worte dazu sagen, was mir an dem halben Jahrhundert von 1798 bis 1848 der Erinnerung wert scheint und wer zum Erinnern bewegt werden soll.

Mir scheint es der Erinnerung wert, dass die Schweiz einmal ein Bürgertum besass, das sich seiner Verantwortung für das Gemeinwesen bewusst war und das ein gemeinnütziges Engagement als Tugend empfand. Die hervorragenden Vertreter dieses Bürgertums waren – geprägt von der Aufklärung – beseelt von dem Gedanken, dass bei der Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse die menschliche Vernunft Massstab des Handelns zu sein habe und dass man einer Gesellschaft von dem zurückgeben müsse, was man von ihr empfangen hat. In einer Zeit, da man uns im täglichen Singsang der grossbürgerlichen Zeitungen von Globalisierung kündet und nahelegt, die Gesetze eines weltweiten Marktes als Vernunft zu akzeptieren, der sich der einzelne am besten unterordnet, wollen mir Denken und Handeln des historischen Bürgertums als Massstab erscheinen, an den die heutigen Herren der übernationalen Konzerne durch Schweizer Bürger mit Nachdruck zu erinnern wären.

Zur Rolle eines Historikers angesichts von Jubiläen und Orientierungskrise

Thomas Maissen

Durch meine journalistische Tätigkeit für die *NZZ* bin ich als ausgebildeter Frühneuzeitler mit gegenwärtigem Forschungsschwerpunkt im 17. Jahrhundert unvermittelt in die aktuellen Debatten zu Zeitgeschichte und Jubiläen verwickelt worden und benutze deshalb gerne die Gelegenheit, einige Überlegungen über die Rolle der Historie und eines Historikers in diesem Zusammenhang anzustellen.

Ende 1996 regte mich der Chefredaktor (und Historiker) Hugo Bütler an, in einer Serie die Berichterstattung der *NZZ* in den Jahren 1847 und 1848 zu präsentieren. Daraus entstanden rund 75 Artikel, die in den vergangen zwei Jahren in der Zeitung und inzwischen auch – um die Vorgeschichte ab 1798 erweitert – als Buch erschienen sind. Auswahl, Form und Inhalt waren mir freigestellt. Wie aus Patrik Ettingers Medienanalyse hervorgeht, hat diese Artikelreihe zur Bundesstaatsgründung in der Kategorie «überregionale Medien der Deutschschweiz» die Schwergewichte deutlich zugunsten von 1848 verschoben, während in den anderen Kategorien offenbar 1798 obenauf schwang. Das war kein gegenwartsbezogener politischer Schachzug der *NZZ* oder später freisinniger «Triumphalismus»; die Serie drückt einerseits das bereits früher gepflegte Interesse für die Geschichte der eigenen Zeitung aus, zum anderen ihr Bekenntnis zum liberalen Staat von 1848. Vor allem proportional klar weniger gegenwärtig war in der *NZZ* das Jubiläum von 1798; soweit es mich betraf, war dies eine reine Frage der Arbeitskapazität. Dagegen deckte die *NZZ* das dritte Jubiläum von 1648 im schweizerischen Vergleich am stärksten ab, wobei sich aus meinem eigenen Forschungsinteresse Synergien ergaben.

Die Serien zu 1847 und 1848 beruhten auf einer einzigen, aber extensiv ausgewerteten zeitgenössischen Quelle und der Sekundärliteratur. Dank ausgiebigen Zitaten der damaligen *NZZ* aus anderen Zeitungen gelang es auch, die Positionen und die Sprache der protestantischen und katholischen Konservativen deutlich aufzuzeigen und nicht bloss die Siegergeschichte nachzuzeichnen. Wo dies von den Quellen her möglich war, wurden Fragen der jüngeren Forschung aufgegriffen, etwa die Bedeutung wirtschaftlicher Anliegen für die Bundesstaatsgründung. Absichtlich wurde auch die Entwicklung im Ausland gebührend geschildert, woraus die internationale Bedingtheit der schweizerischen Entwicklung deutlich werden sollte. Bei solchen Problemen lagen die aktuellen Parallelen auf der Hand, ohne dass

sie ausdrücklich thematisiert worden wären. Insofern war die Serie – um Albert Tanners maliziösen Rekurs auf Nietzsche aufzunehmen – vorwiegend «antiquarisch»: Sie vermittelte Faktenwissen und Atmosphärisches zur Bundesstaatsgründung als einem zentralen und in mancher Hinsicht wegweisenden Moment der Schweizergeschichte.

Entsprechend waren die Reaktionen auf die Serie geteilt, soweit sie mir überhaupt zu Ohren kamen. Grundsätzlich war das Echo desto positiver, je vertrauter der Gegenstand der betreffenden Person war. Mit einigen Lesern ergaben sich daraus briefliche und auch mündliche Diskussionen – aus gemeinsamem Interesse und ohne grundlegende Divergenzen. Kritisiert wurde, auch von Kollegen innerhalb der *NZZ*, dass einem historischen Thema so viel Platz gewidmet wurde. Historiker, die dem Thema fernerstanden, beanstandeten ausserdem das Niveau, das wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt habe, sowie die Ausrichtung auf die *NZZ* («Nabelschau»).

Dabei handelt es sich um wohl unvermeidliche Meinungsunterschiede und einen Problemkreis, auf den am Luzerner Podium Kurt Imhof eindrücklich hingewiesen hat. Die Geschichte als historische Sozialwissenschaft wird zu einer Expertenkultur mit ihren zünftischen Regeln und Zwängen, aber gerade auch sprachlich wenig Zugang zum breiteren Publikum. Eine Figur wie Edgar Bonjour, der vor fünfzig Jahren gerade auch bei den Jubiläen publizistisch sehr präsent war, ist heute kaum mehr denkbar. Eine Rolle, die sich mit identitätsstiftendem Wirken der Historiker im Nationalstaat vergleichen lässt, können in der gegenwärtigen Umbruchsituation interessanterweise eher einige Germanisten (Peter von Matt, Adolf Muschg) spielen. Gleichzeitig ist die Nachfrage nach historischer Sinnstiftung in einem nur über seine Geschichte zu erklärenden Staat wie der Eidgenossenschaft sehr gross – und umgekehrt auch die Abneigung gegen «die» Historiker, welche sich nur in der Dekonstruktion des Geschichtsbildes übten. So hat unsere Zunft in den letzten paar Jahren von einem Boom und entsprechenden Aufträgen profitiert, die aber mit manchen Anfeindungen einhergehen.

Insofern diese politischen Charakter haben, sind sie in einer Orientierungskrise unvermeidlich und deshalb hier nicht weiter zu erörtern. Dagegen muss man sich fragen, ob die erhöhte Aufmerksamkeit genutzt wurde, die dank Jubiläen und Weltkriegsdebatte den professionellen Historikerinnen und Historikern zugewendet wurde. So lässt sich wohl nicht bestreiten, dass die vier sehr interessanten AGGS-Aufsatzbände kein breiteres Publikum erreicht haben – und letztlich auch nicht darauf ausgerichtet waren, obwohl der Auftrag eigentlich so gelautet hatte. Vielleicht ist das unumgänglich: Wenn wir Geld kriegen, dann schreiben wir eben Aufsätze.

Noch diskussionswürdiger scheint mir, dass sich im Selbst- und Fremdbild die Vorstellung einer «kritischen» Geschichtsschreibung durchsetzt, welche

die überlieferten «Mythen» dekonstruiert. Damit bringe ich nichts Grundsätzliches gegen die Analyse von Geschichtsbildern vor, die mir selbst auch sehr am Herzen liegt. Aber setzen wir uns nicht auf ein gar hohes Ross, verkennen wir nicht die Bedingtheit auch der eigenen historiographischen Produktion, wenn wir das in mancher Hinsicht imposante Werk unserer Vorläufer bloss als nationalideologisch geleitete Konstruktion abtun, als welches zu entlarven uns Neunmalklugen nicht schwerfällt? Es ist insofern nicht ganz unverständlich, wenn auch bedauerlich, dass, gerade in der Weltkriegsdebatte, als Bollwerk gegen die generell als «links» (und regional offenbar eher als deutschschweizerisch) angesehene «kritische Geschichtsschreibung» ein letztlich apologetischer Quellenfetischismus vertreten wird, der die überlieferten Zitate der Betroffenen zur einzigen Grundlage dessen erklärt, «wie es wirklich gewesen ist».

Dürfen wir der Spannung zwischen unbefriedigender Quellenlage und beschränkter Interpretationsgabe einerseits und öffentlichem Deutungsbedarf andererseits ausweichen, indem wir postmodern alles zum Mythos erklären oder umgekehrt – mit Jean-François Bergiers gut gemeinter, aber missverständlicher Forderung – aufklärerisch von Mythen und Antimythen Abstand nehmen und die Wahrheit fordern? Sollten wir nicht besser mit der Einsicht leben, dass kollektive Geschichtsbilder für alle Gemeinschaften notwendig und zwangsläufig nur beschränkt wissenschaftlich sind, die Wissenschaft aber bei deren Ausgestaltung mitreden kann? Dies entspricht François Walters Imperativ: «Nous devons nous laisser instrumentaliser.» Das bedeutet: mitreden, mitstreiten (auch untereinander), die Geschichte kontrolliert (d.h. entsprechend den zünftischen Regeln) als Argument einsetzen und sie vermitteln.

Während der Luzerner Diskussion ist «Femmes Tour» als Beispiel gelungener Vermittlung angeführt worden. Dieser Erfolg macht Mut, darf aber über die Grenzen nicht hinwegtäuschen: Hier werden in einem stark akademisch geprägten Rahmen (in diesem Fall: weibliche) Gruppenidentitäten vermittelt. Ähnliche andere Beispiele sind denkbar. Was aber auf jeden Fall auch gefordert wird, sind Antworten auf die Fragen, was ein Schweizer ist, was eine Europäerin ausmacht. Von diesen Antworten, die immer auch Ausgrenzungen implizieren, sind wir betroffen ganz unbesehen unserer affektiven Nähe zu diesen politischen Zusammenschlüssen. Wenn wir nicht als Historikerinnen und Historiker bei der Formulierung solcher Antworten uneinhellig, aber mit vereinten Kräften mitreden, dann werden sie ausschliesslich von Menschen getroffen, die nicht nur bei der Instrumentalisierung von Mythen keine Hemmung haben.